

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 187.

Freitag, 13. August

1926.

(12. Fortsetzung.)

### Herztod.

Roman von Wilhelm Herberl.

(Nachdruck verboten.)

Ate erhob sich und ging der Stelle zu. Sie hielt die Kapsel fest in der geschlossenen Hand in ihrer Tasche.

Als sie näher kam, gewahrte sie gleich den anderen einen großen, dunklen Gegenstand, der mitten im Fluß in einen Wirbel geraten war und dort langsam im Kreise trieb.

„Es ist ein Mensch“, sagte jemand.

„Ein Ertrunkener“, bemerkte ein anderer.

„Vielleicht lebt er doch noch“, rief ein dritter.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie wer plötzlich.

Im Eilschritt kamen ein paar Schulkleute. Sie berieten kurz. Dann lief der eine noch weiter flussabwärts. Dort lag ein breites, plumpes Boot angelegt, das dem Flussbauamt gehörte. Etliche sprangen hinein, machten es los und arbeiteten sich, wenig rudergewandt, gegen den Wellengang auf den dunklen Gegenstand zu. Als sie dem Wirbel näher kamen, drehte er das Boot, wenn er auch den großen, schweren Kahn nicht ganz in seine Kreise ziehen konnte. So kostete es Mühe und Geduld, bis es den Leuten gelang, den geheimnisvollen Körper aus dem Wasser zu holen und in das Boot zu heben. Man sah, wie sie ihn herüberzogen, daß er auf dem Rücken lag. Seine Augen waren weit geöffnet und schienen gegen den Mond gerichtet.

Langsam und zaghaft, immer zurückschauend und doch von unwiderstehlichem Drange näher gezwungen, kam die Tänzerin auf die Gruppe am Ufer zu, hinter der die Gräfin stand.

Jetzt brachte man den Körper an das Land. Ein Arzt, der von einer Versammlung heimging, war zur Stelle. Er konnte nur noch den Tod feststellen. Ate erkannte den Mann, der im Weinhaus bei Sybille gewesen war. Sie wußte jetzt auch, daß ihm die Kapsel gehört hatte, die sie an der Brücke gefunden hatte. Dort war er hineingesprungen. Während sie sich tiefer über die Leiche beugte, fühlte sie einen heißen Atem neben sich und sah mit einem Blicke zur Seite die Tänzerin, die zitternd in das Gesicht des Toten starrte. Den nahmen nun vier Männer auf, um ihn nach der nahen Polizeistation zu tragen. Niemand kannte ihn.

Da kam ein Herr des Weges, der sich vordrängte und einen Augenblick die Leiche betrachtete. „Das?“ sagte er. „Ich wette was, nach der Beschreibung, die über den durchgebrannten Mörder der Baronin Klammed veröffentlicht worden ist, ist's der und kein anderer. Ich bin bei der Zeitung und habe es genau gelesen. Er hat sich selbst gerichtet. Im Wasser wie sie!“

„Selbst gerichtet!“ murmelten mehrere, und ein Schauer ging durch die kleine Versammlung. Es war, als fühlten alle die rauschenden Flügel der geheimnisvollen Nachegöttin.

Bald hatte sich das Häuflein Menschen verlaufen. Ein Teil war den Leichenträgern gefolgt — andere waren ihren Weg weiter gegangen.

Nur Ate stand noch in tiefer Ergriffenheit an der gleichen Stelle. Sie wußte mehr. Denn sie trug ein Pfand der wilden Leidenschaft in der Tasche, die den Unglücklichen ins Wasser getrieben hatte.

Um sie her wie ein kreisender Vogel schlich die Tänzerin, bis sie endlich Mut faßte und näher trat. Sie hatte offenbar die Gräfin bis jetzt nicht erkannt, deren Gestalt sich in einem weiten Mantel barg. — „Was mag mit dem gewesen sein?“ murmelte Sybille. Es war, als hätte sie in der Seelenangst, die sie folterte, das unabweisliche Bedürfnis, mit irgendwem eine Rede anzuknüpfen.

Der Mond war aus einem Meer von Wölkchen getreten.

Ate schaute der Fragenden fest ins Gesicht. „Sie wissen alles“, wiederholte sie ihre Worte aus dem Weinhaus.

Da erkannte die Tänzerin Ate und stieß einen halb-lauten Schrei aus.

„Sind Sie denn der Teufel selbst?“ murmelte sie dann. — Fast wehmütig schüttelte die Gräfin den Kopf. „Ich habe mich nie menschlicher gefühlt“, sagte sie ernst, „als vor der Leiche dieses Unglücklichen. Sehen Sie, was er bis zuletzt bei sich getragen hat!“

Sie hatte die geöffnete Kapsel auf der flachen Hand und zeigte sie der Tänzerin.

Diese sah ihr eigenes Bild, zitterte und schlug die Hand vor das Gesicht.

Ate nahm sie am Arm und führte sie nach der Bank, auf der vorher sie selbst allein gesessen hatte.

Endlich nahm die Tänzerin die Hand von den Augen. „Woher haben Sie das?“ fragte sie scheu.

„Ich habe es an dem Brückengeländer gefunden“, sagte Ate, „in der Nähe der Weinstube. Er muß dort in den Bach gesprungen sein und wird es wohl dabei verloren haben.“

„Nein! Nein!“ rief Sybille schnell und heftig.

Dann verstummte sie.

„Woher wissen Sie das?“ fragte die Gräfin misstrauisch.

Das Mädchen leuchte wie unter einer ungeheuren Last. Ihre Augen waren groß und starr und ihr ganzer Körper zitterte wie vom Fieber geschüttelt.

„Ich weiß gar nichts...“ stammelte sie. „Woher soll ich etwas wissen?“ Sie erhob sich dabei und suchte loszukommen. Aber ihre bebenden Beine trugen sie nicht so rasch, als sie weg wollte.

„Hier!“ sagte Ate mit einem forschenden Blicke. „Nehmen Sie! Es ist Ihr Bild — sein Vermächtnis für Sie!“

Da streckte Sybille beide Hände steif vor sich und wich, rückwärts schreitend, gegen den Fluß hin.

„Nein! Nein!“ stieß sie heraus. „Um Gottes willen nicht! Nein! Nein! Ich weiß nichts davon, wie er es verloren hat...“

Ate wendete kein Auge von ihr.

Verborg sich da noch mehr, als sie schon wußte und ahnte?

Die Tänzerin blieb knapp an dem hier steiler abfallenden Ufer stehen und ging dann langsam gesenkten Kopfes ohne Gruß stadteinwärts. Sie kam in dieser Nacht nicht zu ihrer Quartierfrau, sondern suchte noch in später Stunde eine Freundin auf und bat, diese möchte



ſie bei ſich behalten, ſie habe ihren Schlüssel verloren und wolle ihre tränkliche Vermieterin nicht herausläuten. Am anderen Morgen erſchien Sybille Terlani vor ihrem Direktor und erſuchte um ſofortige Löſung des Engagements. Ihre Mutter ſei ſchwer erkrankt und bedürfe dringender Pflege. Man ließ ſie ungern ziehen, konnte ſich aber ihrem inſtändigen Begehren um ſo weniger verſchließen, als man ihr anmerkte, daß ſie tatſächlich von heftigen Sorgen bedrückt war. Sie ſah ſehr bleich und angegriffen aus. Noch am gleichen Tage verließ ſie die Stadt.

Die Gräfin Sawinten, die nach dem Erlebten keine Luſt verſpürte, mit ganz fremden Menſchen in engen Eilenbahnabteilen zuſammenzukommen, ritt von der Hauptſtadt auf ihrem treuen Rapen nach Klammed zurück und traf dort am ſpäten Nachmittag ein. Auf dem Wege gegen das Schloß hin überholte ſie den Baron Rolf, der mit der Bahn gekommen war. Mit knappen Gruß trabte ſie an ihm vorüber. Er blieb ſtehen, ſchaute ihr nach, ſchwenkte dann nach dem Dorfe ab, das er durchſchritt, und ging zu der Hütte Trullachers hinaus. Dort empfing ihn eine höchſt unerwartete Überraschung. Die Türe ſtand offen. Das alte, morſche Gerümpel war aus den paar engen Stuben geräumt, und emſige Rapen ſcheuerten die blinden Fenſter. Er hörte, daß ihrer zwei drinnen tätig waren.

Als er unter die Tür trat, ſah er verblüfft, was hier vorging. Trullachers Witwe arbeitete mit einer ihr ſonſt nicht eigenen Lebhaftigkeit, und mit ihr ſetzte und putzte in ſchlichter Kleidung, ein Tuch über die Haare gebunden, Sybille Terlani, die noch geſtern abend in Seidengewändern bei rauschender Muſik über die Bühne des Großſtadttheaters geſchlattert war.

Als ſie beim Auswinden des Schuerrappens aufſah und den Baron erblickte, ging ein heftiges Zittern durch ihren ganzen Körper. Ihre Augen funkelten und ſie richtete ſich hoch auf.

„Hinaus!“ ſchrie ſie ſo. „Hinaus!“

„Was unterſtehen Sie ſich!“ rief Rolf jähzornig. „Wiſſen Sie nicht mehr, wer ich bin?“

Dann trat ſie ganz dicht auf ihn zu und drängte ihn mit der Tür, die ſie hinter ſich anzog, von der Schwelle auf die zerbröckelten Steinstufen hinaus.

„Ich weiß, wer du biſt!“ ſagte ſie halblaut mit heißem Atem, der ihm ſengend ins Geſicht ſchlug. „Ich weiß es jetzt ganz genau, wer du biſt. Du ſollteſt dich ſcheuen, über dieſe Schwelle zu treten. Hüte dich, daß ich nicht mehr ſage!“

Auf ſeine blaſſe Stirn trat kalter Schweiß. Seine Rechte erhob ſich mit eingetrallten Fingern, als ob er ſie am Halſe faſſen und würgen wollte. Aber der Schreck nahm ihm die Kraft dazu.

„Elende Dirne!“ murmelte er bloß und trat rückwärts mit wankenden Knien die Steinstufen herunter.

Die Tänzerin blieb ſtehen und ließ ihn nicht aus den Augen, bis er ſich — raſch wieder geſaßt — mit einem ſcheuen, höhnlichen Blick weggewandt und nach dem Dorf hingegangen war.

Dann kehrte ſie zu ihrer Schwägerin zurück und reinigte mit dieſer die Hütte, als ob dort aller Schmutz und Unrat hinausgetrieben und ein neues, helleres Leben hereingeſaßt werden ſollte.

Von dieſem Tage an blieb Sybille Terlani bei der armen Witwe mit den drei Kindern und ſorgte für ſie. Man ſah ſie den ganzen Tag arbeiten — in dem düſtigen Gärtchen, in der Stube, auf dem mageren Felde, in dem kleinen Stall, in dem zwei Ziegen ſtanden.

Sie nähte für die Leute, ſtrickte für ſie, ſchrieb ihnen Briefe und Eingaben und gewann langſam das Vertrauen der Dorfbevölkerung, die ſich bisher von ihr ſcheu in der Ferne gehalten hatte.

Alles, was jenseits des Eisblocks lag, an dem die Hütte lehnte, ſchien für ſie tot zu ſein — vor allem das Schloß mit ſeinen Bewohnern und die weite Welt.

Es war, als wolle ſie in unabläſſiger Arbeit gutmachen, was an Trullachers Familie von ihr und anderen geſchleht worden war.

In dieſen Wochen erſchien auf dem Schloſſe ein alter Bauer und meldete ſich bei dem Grafen, der eben mit

Rolf und dem Verwalter Bertram beiſammenſaß, um Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen.

„Ich bin der Xaver Seiz“, ſagte der Mann. „Mit dem Hausnamen heißen ſie mich in Gebhartsed. „Zum Riedhammer“. Mein Sohn Bartl ſitzt in der Stadt, weil ſie ihm aufgebunden haben, er ſollt' mit dabei geſehen ſein, wie die junge Baroneß erſchoſſen und ertränkt worden iſt. Dabei war er nicht; aber ſehen tut er noch alleweil. Derweil hat ſich der Mörder ſelber ins Waſſer geſtürzt. Nur mein Bartl ſitzt und ſitzt und ſitzt in alle Ewigkeit, wenn mir nicht der Herr Graf hilft, daß er herauskommt, wo er doch unſchuldig iſt.“

„Aber da müſſen Sie zum Gericht gehen“, ſagte Rolf unmutig. „Das iſt doch nicht Sache des Herrn Grafen.“

Sein Onkel ſahien jedoch anderer Meinung.

„Der Mann hat doch nicht ſo ganz unrecht“, meinte er, „wenn er ſich an mich wendet. Ich bin der nächſte und letzte Verwandte Hedts, durch deren Tod ſein Sohn in Unterſuchung geraten iſt. Ich möchte dich bitten, daß du dieſer Tage einmal in die Stadt fährſt und dich bei Gericht erkundigſt, wie es mit der Sache von Bartl Seiz ſteht.“

Der Bauer nickte erfreut und murmelte: „Ja, Herr Graf, ja, das wär' mir ſchon arg recht.“

Rolf, dem der Auftrag offenkundig nicht beſonders angenehm war, konnte nicht anders als zuſagen.

So entließ man den alten Bauer mit der Erklärung, daß er nächſtens weiteres hören ſolle.

Er ging einigermaßen erleichtert fort und bedankte ſich mit treuherziger Schlichtheit.

Rolf hatte verſchiedene Gründe, die Sache nicht über den nächſten Tag aufzuſchieben, und war bereits zu früher Morgenſtunde bei Gericht.

Als Dr. Thomas den Baron ſah, ſtiegen vor ihm alle Erlebnisse im Schloß Klammed mit neuer Friſche auf. Er betrachtete den Beſucher und fand, daß ſich deſſen Züge noch ſchärfer herausgearbeitet hatten. Der Baron ſahien ihm weniger ſympathiſch als je. Er hörte ihn jedoch ruhig an und wies ihn dann an den Staatsanwalt, dem er die Akten nach dem Tode Trullachers mit der abgeſchloſſenen Unterſuchung vorgelegt habe.

Der Staatsanwalt war ein noch junger, ſehr höflicher und erſter Mann, der dem Gaſte einen Stuhl anbot und dann den ziemlich dickleibigen Akt aus einem Nebenzimmer holte.

„Ich habe erſt geſtern beantragt, den Bauernſohn Bartl Seiz außer Verſolgung zu ſetzen“, ſagte er. „Der Haupttäter iſt tot. Andere Spuren haben ſich nicht ergeben. Wenn auch die Angaben des Burſchen, der noch in Haft iſt, nicht eben ſehr glaubwürdig ſind, läßt ſich doch irgendein Zuſammenhang mit der Tat ſetzt gegen ihn nicht mehr erweiſen. Die Sache iſt mit dem Selbſtmord Trullachers erledigt. Unſer Gerechtigkeitsgefühl muß ſich damit abfinden, daß der Hauptſchuldige ſich dem Arme des Geſetzes entzogen und ſelbſt ſeine Tat mit dem Leben geſühnt hat.“

Baron Rolf nickte ſteif und fragte: „Alſo iſt die Unterſuchung zu Ende, und Seiz wird entlaſſen werden?“

„Ich denke, in den nächſten Tagen“, antwortete der Staatsanwalt.

Der Beſucher ſtand auf, bedankte ſich und ging. Er ſahien von der Auſkunft ſehr beſriedigt und ging weſentlich aufgeräumt fort, als er gekommen war.

(Fortſetzung folgt.)

## Der Mond am Tag.

Manchmal ſteigt ein ſchmales, weißer Mond  
Unſcheinbar am Tageshimmel auf,  
Weſenlos und einsam iſt ſein Lauf,  
Von der Sonne tiefer Glut entthront.

Seine tote Scheibe ſchwebt verloren  
In der Bläue, ohne Licht zu ſchenken,  
Seine Seele ſcheint ſich zu verſenken  
In die Träume, die noch ungeboren.

Lothe Tiedemann.



## Die Kunst des Reisens.

Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist. Dies Wort Jean Pauls, geprägt in den Zeiten mühseliger Postwagenfahrten und bedächtiger Märche auf Schusters Rappen, hat wohl in den Tagen des Weltverkehrs erhöhte Gültigkeit. Die Seele des Deutschen ist ja dieselbe geblieben in ihrer Sehnsucht nach der Ferne, gleich, als könnte man die Heimat erst dann so recht von Herzen lieben, wenn man immer wieder unter fremden Landschaften und Menschen ihrer gedacht, sie im Spiegel neuen Wesens erblickt hat.

Reisen ist aber eine Kunst, wie das Leben eine Kunst ist; es bedeutet Einsatz der ganzen Persönlichkeit, denn mehr als sonst rächt sich alle Stumperei und Trägheit des Herzens hier, wo in mächtigem Überraschen, in wechselnden Bildern das Wesentliche aufgenommen, erlebt werden will. Wessen Seele auf Reisen nicht groß und frei wird, dem ist nicht mehr zu helfen. Denn was sollte ihn noch aufreißen aus stumpfer Alltäglichkeit, wenn nicht jenes Gewaltigste, was Gott beschwor, daß es werde: Berg und Meer, Wald und Feld, Strom und Ebene, vielfach wandelbar unter den Feuern der Sonne und im Atom des Windes. Und Menschen, ihrer Landschaft gemäß, schwer oder leicht, kreuzend über die Fahrtrinne unserer Gewohnheit, auf daß wir lernen, aufzublicken und acht zu geben, ja selbst uns zu fragen, ob unser Lebensgefühl standhafte vor so viel andern Möglichkeiten des Daseins.

Wer sich auf den Weg macht, der reise zugleich in Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Er mag in Hamburg oder am Rhein neue Gestaltung der Weltwirtschaft spüren, in großen Städten das quellende Leben des allseitig emporschlagenden Augenblicks erfassen und an historischen Ort den Jahrtausenden der Herkunft nachsinnen. Immer aber wird ein Reisender wach sein müssen, mit den Augen trinkend, was die Wimper hält vom goldenen Überflut.

Da ist denn die erste Kunst des Reisens: Wirtschaft! Nicht Kraft, Geld und Zeit verschwenden, aber auch nicht einer Reise zu viel abzwängen wollen. Auf eines von zwei Erlebnissen verzichten können, damit das andere ein wirkliches Erlebnis bleibe. Alles wird man ja doch nie sehen. Nur bereite man jede Reise so vor, daß man wenigstens ungefähr die Höhepunkte kennt, sich seine Kraft für sie spart. Nicht am Anfang einer Städterundfahrt in Rothenburg jeden Ziegelstein bewundern und gegen Schluß, überfüllt von Eindrücken, Köln oder Hildesheim nur noch mit einem matten Augenaufschlag grüßen. Ein Sänger, der fortissimo einsetzt, im zweiten Akt aber versagt, ist ebenso wenig ein großer Künstler wie ein Reisender ohne jene bestimmte Technik des Durchhaltens.

Zur Wirtschaft einer Reise gehört aber auch, so äußerlich es erscheinen mag, die Organisation. Wo man auch sei, als erstes laufe man sich einen Fahrplan. Man ist dann nicht auf das Herumfragen angewiesen, kann sich seine Zeit einteilen und erlebt nicht die Enttäuschung, die ärgstliche Zugs- oder Schiffsverbindung gerade verpaßt zu haben. Fahrplanlesen freilich, das gebe ein Privatissimum für sich.

Oberster Grundsatz des Reisefählers: Sich nicht durch meist nur eingebildete Sorgen den Humor verderben lassen! Es ist in Wirklichkeit fast alles viel einfacher, als man vorher geglaubt hat. Wie besagenswert sind jene Menschen, die unterwegs dauernd sich und andere beunruhigen mit Fragen: „Glauben Sie, ich erreiche in Bebra den Anschluß noch? Bekommt man in Garmisch wohl ein Zimmer? Ist die Paskontrolle in Neuschwanstreu streng? Sie sehen und hören nichts mehr vor Aufregung, die verborgen sich in Dürstert. Und doch ist das, worum sie sich ängstigen, so nichtig!

Eine heikle Angelegenheit ist das Gepäck. Wer natürlich mit ungezählten Koffern, Schachteln, Plais, Schirmen, Stöcken auf Reisen geht, der muß damit rechnen, daß diese Dinge ein gut Teil seiner Nervenkraft beanspruchen. Eine schreckliche Furcht vor Dieben, vor unzuverlässigen Beamten und nichterscheinenden Trägern legt ein, die Reise, die eine Erholung sein sollte, wird zu einer Qual. Muß man denn, wenn man mitten durch Europa reist, sich ausrüsten wie zu einer Expedition nach Alaska? Eine vergessene Zahnbürste, ein Kragen, ja selbst ein Hemd kann man überall besorgen. Das Gepäck sei, wenn man nicht in die Sommerfrische reist, so leicht als möglich. Und dann erinnere man sich daran, daß man sich, falls man wandern will, vom Gepäck auch frei machen kann. Überall ist es möglich, den Koffer an einen bestimmten Ort vorausschicken, in Deutschland freilich nur als Bahnexpress.

Eine wesentliche Kunst bedeutet die Nutzung aller amtlichen und privaten Hilfsmittel, vom Reisebureau bis zum Bahntelegramm, vom Speisewagen bis zum Gepäckträgerdienst. Daß man beispielsweise durch den Dracht einen Koffer, der schon dort liegt, wohin man ursprünglich

wollte, nach einer beliebigen Station umleiten kann, ist die man sich nachträglich entschlossen hat, ist nicht allen Leuten bekannt, ebenso, daß man einem vorausgereisten Fahrgenossen eine Depesche nachsenden kann, die im Zug oder auf dem nächsten großen Bahnhof ausgerufen wird.

Reisebücher und Reisepläne wird man auch, so weit als möglich, heranziehen. Von großem Wert für Fahrten durch Deutschland ist der bei Velhagen und Klasing erschienene Taschenatlas für Eisenbahnreisende, in dem man die jeweilige Strecke genau prüfen kann. Man erfährt, welche Gegend oder Stadt bemerkenswert ist und entleert dadurch dem Risikogeschick, etwa in Soest durchzufahren, weil man keine Ahnung hat, daß dies einer der schönsten Orte Deutschlands ist. Wer ein starkes Talent hat, sich zurechtzufinden, wird nach dem Studium eines Planes sich in einer fremden Stadt zielsicher bewegen und so viel Ärger und Zeit sparen.

Ausgesprochenen Bedürfnissen mag es mehr als einmal begegnen, daß das Museum geschlossen, der Künstler krank oder die Kirche im Neubau ist. Rechtzeitige Erkundigung bewahrt auch hier vor manchem Verdruß.

Notwendig ist innere Freiheit und Geistesgegenwart. Man kommt irgendwo an, ungeschlüssig, was man tun soll. Da steht ein Autobus, ein Schiff; gleich wird es abfahren. Frisch gewagt und eingestiegen. In den meisten Fällen landet man in Paradiesen. Ein paar Fragen vorher genügen, sich über das Ziel zu vergewissern.

So ist das Reisen in mancher Hinsicht erlernbar, nicht zuletzt durch eine starke Selbsterziehung, durch den Willen, sich aufzuschließen. Denn die Welt soll ja in uns strömen — und wenn wir zu eng, zu verstopft dazu sind, dann sparen wir besser Zeit und Geld und bleiben zu Hause. Es gibt Weltreisende dieser Art: die waren überall, aber sie trugen sich nur von Land zu Land wie einen blinden Spiegel, oder sie schlepten nur ihre Langeweile und Unrast mit sich einher. Ihre Fahrten waren nichts als Aufgeregtheiten und Ängste um Zugs- und Schiffsanschlüsse, Sorgen um ein Zimmer, Kampf mit eingebildeten oder selbst herausbeschworenen Widerwärtigkeiten, Furcht vor Dieben und Betrügern. „Wenn ihr's nicht kühlt, ihr werdet's nicht ertragen“, auch nicht in rasenden Fahrten um den ganzen Erdball. Dies eine muß man in sich haben, wenn man auf Reisen geht: die große Liebe zu Mensch und Landschaft, die Andacht, die immer bereit ist. Versteht man überdies, die Technik des Reisens zu beherrschen, dann bekommt man mehr und mehr die Kräfte frei für jene Meisterschaft des Erlebens, die uns immer und überall einer reichen Ernte gewiß macht.

Dr. Eugen Roth

## Die Nachtigall.

Von Siegfried Jacobsohn.

Es ist einige Jahre her. Ich will nicht sagen, wie viel. Es tut auch nichts zur Sache.

Wir waren eine Schar von Studenten und Studentinnen, die von einem Kundigen durch den Dahlemer Botanischen Garten geführt wurden. Es war ein berühmter Mann. Er hatte das Pflanzenreich neu geordnet, viele fremde Gewächse in ihrer Heimat besucht und trug die Kunde der Flora im Kopf, wie wir die Kenntnis unseres Hausrates. Obgleich sein Vortrag etwas trocken war, eiferte man doch, ihm zuzuhören. Sein großes Verdienst strahlte auch auf die unscheinbare Führung.

Um Störungen möglichst zu vermeiden, wurden wir immer am späten Nachmittag und Abend geführt. In der letzten Stunde waren wir in dem großen Garten die einzigen Gäste.

Das Jahr stand noch in seiner ersten Blüte. Der Mann mit der Glode hatte, den Garten durchwandernd, die letzten Besucher fortgelaufen. Wir waren, worauf wir uns freuten, allein. Das Licht des Tages erlosch. Der klare Himmel dämmerte blau, fast gelb. Die frisch gegossenen Pflanzungen sandten Kühle aus. Die Luft war rein. Der Tag verlor seine Sünde, er streckte sich und sammelte Unschuld für den nächsten Morgen.

Der alte Gelehrte ging voran, wir auf schmalen Pfaden hinterdrein. So streiften wir bis zu jener Stelle, bei der der letzte Vortrag abgebrochen war. Wir durchschritten die dunkle Halle des deutschen Waldes, klonnen fröstelnd die gebirgige Nachbildung der Alpen empor, stiegen nieder und machten vor den „Nenninen“ halt. Die Schar sammelte sich, Jünglinge und Mädchen, in Bügen und Trachten verschieden, geeint durch Jugend und Verneiner. Doch im Freien bleibt die Wissenschaft natürlich. Das Behagen an diesem Unterricht im Grünen war allen aufgeprägt. Die Jünglinge gingen federnden Schrittes. Die Mädchen, hübsch angezogen, saßen blickend umher.



Als alle beisammen waren, breitete der Gelehrte die Flora der Apenninen aus. Er rief die Pflanzen mit lateinischen Namen: „*Potentilla calabra*... „*Cerastium Columnae*...“ Man las es zwar auch auf den Täfelchen. Er brauchte aber nicht hinzusehen und benannte auch, was nicht bezeichnet war. Er wies auf das Geäder der Verwandtschaft und so wissende Fäden zu Standorten anderer Länder. Er sprach sachlich, ohne Bewunderung zu heischen. Seine Gelehrsamkeit war so tief, daß es dem Neuling, der recht hinunter sah, schauderte.

Plötzlich begann mitten in den Apenninen, drei Schritte vor uns, eine Nachtigall zu schlagen. Sie saß auf dem übertragenden Zweig eines Busches. Das Gelbbräun ihres Körperchens stand scharf vor dem lichten Himmel. Der weitgeöffnete Schnabel, die im Gesang sich hebenden Flügelgeschultern waren zum Staunen deutlich wahrzunehmen.

„... *Saxifraga cervicornis*...“

Der erste Führer ließ sich nicht beirren; aber auch die Nachtigall fuhr zu singen fort. Ihr Lied und seine Lehre umwarben die Hörer. Klänge und Worte schlangen sich durcheinander. Das Ohr kei den Klängen nach und ließ die Worte liegen. Die Melodie siegte.

„... *Ostrea carpinifolia*...“

Die Nachtigall schluchzte, schluchzte, gurrte, gurrte, spann, spann ihr Lied, hold, rührend, dann wieder laut. Ihr Körper war viel zu klein für die Fülle, die sie spendete.

„... *Cotinus cogiata*...“

Was war der schöne Klang? Was will die Nachtigall mit ihrem Lied? Will sie nur sich und die Hörer erfreuen oder alle Wesen in der Runde? Die Philosophen unter den Hörern vergaßen die Frage. Ihre Herzen öffneten sich. Jeder fühlte, daß auch von den anderen Seelen Hülsen sanken. Man erinnerte sich, daß das Lied der Nachtigall seit Jahrtausenden als Ruf der Sehnsucht und Liebe verstanden wird. Die Hörer stimmten unversehens ein. Sie sandten scheue Blicke zu den Mädchen. Die Mädchen blühten und lauschten geheimnisvoll.

„... *Fragaria ornus*...“

Der alte Gelehrte tat ein paar Schritte, um auf die andere Seite der Apenninen zu gelangen. Er setzte seinen Vortrag fort, die Nachtigall ihr Schluchzen und Rollen. Nicht das Wogen der Menge, nicht das Rauschen der Rede störte sie. Die Hörer schwantien, ob sie mehr die Vertraulichkeit des Vogels bewundern oder seine Lust tiefer schlürfen sollten.

„... *Anemone narcissiflora*...“

Plötzlich, wie sie begonnen, verstummte die Nachtigall. Etwas Dunkles flog auf und davon.

Erst jetzt gab der alte Herr zu erkennen, daß auch er die Nachtigall gehört hatte. Er unterbrach seinen Vortrag und sprach gelassen wie ein Weiser, untrüglich wie ein Gelehrter, das Wort — es muß alle enttäuschen, die am Schluchzen dieses Blättchens einen Witz, eine Katete oder einen Paukenschlag erwarten — das Wort: „Jetzt ist sie fort.“

## Neue Bücher

\* Oskar Dillendorf: „Liebe in der Male- rei“. Neue Beiträge zur Psychologie der großen Meister. Mit 33 Lichtdrucktafeln. (Dieterichsche Verlagsbuchhand- lung, Leipzig.) Die Frage nach dem Verhältnis der großen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts zum Liebesgebiet ist bisher abgelehnt, vergleichend und zusammenfassend nie ge- stellt worden. Für Tizian und Correggio mag der Sachver- halt bekannt scheinen, doch auch bei ihnen sind es ungeklärte, interessante Probleme. Raffaels Persönlichkeit galt es im Liebeswesen gegenüber Tizian und Correggio und gegenüber dem Norden abzugrenzen. In bezug auf Michelagnios Kunst sind die Forscher bisher seinem Verhältnis zum Liebes- gebiet ausgewichen. Holbeins düsterer Sinn nimmt auf dem Liebesgebiet eine überraschende Wendung, für Dürer ergibt sich bisher kaum Beachtetes, und Rembrandt tritt in verän- derte Beleuchtung, weil ihn sein ablehnendes Verhältnis zur Leidenschaft mit Holbein und Dürer nahe zusammenführte. Nordisch = germanische Gesinnung und südlich = italienische trennen sich scharf voneinander. Rubens weist nach Süden, weil er die Liebe freudig bejaht, doch seine Verheiratung verbindet ihn mit bezeichnenden Merkmalen eines Teiles der nord- ischen Auffassung. Murillos Liebesgeist in seiner Wertung und im Verhältnis zur Kunst Grecos oder Rembrandts forderte neue Erwägungen. Das Buch hat, wie einst des gleichen Autors „Andacht in der Malerei“, durchaus den Wunsch und die Absicht, sich auch an Laien zu wenden. Fein- sinnige Führung zu den Kunstwerken wird das Ihre tun, um

auch dieser Arbeit des Verfassers eine teilnehmende, weitere Gemeinde zu sichern. Dem aussergewöhnlichen Thema und seiner feinsinnig abgetonten Behandlung angemessen ist die prächt- ige Ausstattung des Buches.

\* Karl Hauptmann: „Von Verbrechen und Abenteuer“. Romane. Volkstexte des Bucher- freunde. (Bergweiler Verlag, Berlin.) Es sind packende Lebensskizzen aus den Höhen und Niederungen der Mensch- heit, die vom Dichter in einer abgerissenen und doch rhythm- isch bewegten Sprache gezeichnet werden. Die apertesten Sätze, die wie in einem Wettlauf dahinjagen, funkeln von eigenartigen Wortneubildungen. Das heiße Blut verwegenen Naturen, die das Leben als ein Spiel mit den höchsten Ein- sätzen betrachten, läßt epische Breite nicht zu. Trotz der ge- legentlich schrullenhaften Form darf man Erzählungen wie „Des Kaisers Lieblosende“ oder „Der schwingende Fels von Tandil“ als kleine expressionistische Meisterwerke bezeichnen. — Im gleichen Verlag erschien Georg Vieber: „Der Weg der deutschen Literatur von den An- fängen bis zu Goethe“. In knapper und klarer Dar- stellung wird eine Geschichte nicht der Dichterpersönlichkeiten, sondern der verschiedenen Quellen und Ader gegeben, die sich zu dem majestätischen Strom der deutschen Literatur ver- einen. Biographisches Material ist völlig ausgeschaltet, nur die Werke sprechen in ihren großen Zusammenhängen. Vor- trefflich gelang dem Verfasser besonders der Abschnitt über die mittelalterliche Epik und Lyrik, während das klassische Zeitalter etwas zu kurz wegstommt. W. W.

\* Hans Richter: „Turmstadt“. Roman. (Ver- lag Ernst Keils Nachf. Aug. Scherl, G. m. b. H., Leipzig.) „Turmstadt“ ist eine Riesenmetropole irgendwo im kommen- den Europa, ein Wunder an Pracht, Größe und technischer Vollendung, Stadt des unerhörtesten Luxus und der härtesten Fron, ein Sammelpunkt alles europäischen Glanzes, ein rast- und friedlos hastender Mechanismus von Millionen schaffender Kräfte. Über diese gigantische Stadt zieht ein Verhäng- nis herauf. Die Kohle der Welt geht zur Neige; der Tag wird kommen, an dem der Mechanismus stillsteht und das Chaos der Revolution über sie hereinbricht. Meisterhaft ist diese Stadt in der Gewitteratmosphäre der nahenden Katastrophe geschildert. Sie wird lebendig in ihren tausend Menschenschicksalen, ein unersättliches Tier, das Opfer fordert, ein Vulkangebirge aus Palästen und Häusern mit unter- irdischen Kräften, ein Koloss aus Stahl und Stein, der im Falle alles vernichtet wird. Dann kommt die Tat eines großen Ingenieurs und das grandiose Unternehmen, das Turmstadt die Energien unterirdischer Balfangewässer er- schließt. In jahrelanger Arbeit wühlen Millionen die Erde auf, unter größten Entbehrungen und Verlusten wird das Werk vollendet. Das ist mit jenseitiger Großzügigkeit, einer Wildfülle und einer Kraft dargestellt, die den großen Ent- wurf des Romans bis ins Detail mit dramatischem Leben erfüllt.

\* Albert: „Hochzeitsreigen“ der mächtesten Wohltäter der Menschheit und ihre Geheimnisse. Band 2. (Verlag von Charles Coleman, Lübeck.) Der 2. Band „Hoch- zeitsreigen“ bringt wiederum 23 köstliche Plaudereien aus dem Liebesleben der Tiere und enthält eine große Anzahl interessanter Aufnahmen, die zum Teil noch niemals in freier Natur gelungen sind. Die kleinen Episoden aus einem viel- bewegten Künstlerleben, die der Verfasser geschickt einzu- flechten weiß, geben dem Buch ein reizvolles Gepräge; be- sonders zu erwähnen ist eine Robinsonade auf einsamer Insel im Adriatischen Meer.

\* „Schlachten des Weltkrieges“. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.) Nach der Marneschlacht wurde der Kampf um Verdun, bei dem nicht weniger als 50 deutsche Divisionen eingesetzt wurden, am folgenschwersten für den Ausgang des Weltkrieges. In der amtlichen Schriftenfolge des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ (Frontkämpfer-Standardwerk) wird dieses gigantische Ringen in drei Einzelbänden zur Darstellung kommen. Als Neu- erscheinung nennen wir den Band 13 dieser Schriftenfolge: „Die Tragödie von Verdun 1916“, der den Kampf um Verdun bis zur Eroberung des Dorfes Douaumont schildert. Ein weiterer Band wird die Kämpfe „Caillette- wald“ und „Fort Vaux“, ein dritter Teilband die Kämpfe um den „Toten Mann“ Höhe 304 und „Fleury“ behandeln. Als Bearbeiter zeichnet Major a. D. Reymann, Archivrat im Reichsarchiv, und Studienrat Gold. Der 2. und 3. Teil wird noch im Laufe des Jahres 1926 vorliegen. (Vertriebs- stelle amtlicher Schriften des Reichsarchivs, München 2, SW. 3, Landwehrstraße 61.) — Als Neuerscheinung ist ferner zu verzeichnen: Band 12a: „Der Durchbruch am Monzo“, Teil 1 „Die Schlacht bei Tolmein und Flitsch“. Bearbeiter: General Krafft von Dellmensingen.